

Nr. 294. Bromberg, den 21. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von **Hans Dominik**.

Das Erbe Allgermissens ... der Abt ließ die Blätter des Buches durch die Finger gleiten ... nie hatte Sifan etwas davon erfahren. Sein Eigentum, sein kostbarer Besitz war es geblieben. In monatelanger mühseliger Arbeit hatte er versucht, in den Geist dieser Aufzeichnungen einzudringen, ihren Kern und Sinn zu erfassen. Es war ihm gelungen, den Schleier ein wenig zu lüften. Die Probe, die er vor einer Stunde mit dem Mönch Sifan gemacht hatte, war der Beweis dafür.

Turi Chan stand auf, ging langsamen Schrittes zu dem Schrank, verschloß das Buch sorgfältig und überlegte.

Dieser Sifan — kein gewöhnlicher Mensch. Um der Liebe eines Mädchens willen mißbrauchte er die Schicksalsgabe und lenkte des Freundes, des Nebenbuhlers Gedanken, daß der die bereitgelegte Waffe ergriff und sich damit den Tod gab. Welch starker Wille strahlte aus dieses Westländers Hirn, daß er sich einen anderen unterwarf bis zur Selbstvernichtung ... und das alles aus eigener, natürlicher Kraft. Ob selbst Allgermissen das vermocht hätte? ... Er wußte, im Volke gingen Sagen, daß es heilige Lamas gegeben habe und noch gebe, die solche Kräfte besäßen.

Die Stirn des Abtes krauste sich. Der Gedanke, einen Mann mit solchen übernatürlichen Fähigkeiten im Kloster zu haben, verursachte ihm Unbehagen. War es nicht möglich, daß dessen Kräfte noch weiter gingen, daß er eines Tages irgendwie erfuhr von der Erbschaft Allgermissens hier in diesem Schränkchen? Er beschloß, ihn für einige Zeit aus dem Kloster zu entfernen. Ein Grund war leicht zu finden. Er brauchte ihn nur als Boten mit einem Brief an den Abt eines anderen Klosters zu schicken. Der würde ihn dann so lange dort behalten, wie es Turi Chan paßte. — — —

Am nächsten Morgen wanderte Sifan durch das Tal des Rogu dem Kloster Tschaidam zu mit einer Botschaft an dessen Abt. Am Abend des zweiten Tages schritt er einem kleinen Dorf zu. Als er näher kam, sah er unter einer Tamariskengruppe einige Zelte aufgeschlagen, vor denen ein Feuer brannte.

Er wollte daran vorbeigehen, da erblickte er den englischen Botaniker Dr. Musterton. Der rief ihn an. Sie kannten sich, weil Sifan manchmal den Dolmetscher gemacht hatte, wenn Musterton ins Kloster kam.

Sie unterhielten sich eine Weile über Zweck und Ziel ihrer Reise. Dann lud Musterton den Mönch ein, die Nacht in seinem Lagerort zu verbringen. Sie hatten sich eben am Feuer niedergelassen, da kam ein junges Mädchen mit einem Topf Tee aus einem der Zelte. Als sie in den Schein des Feuers kam, blieb sie unvermittelt stehen und blickte den Mönch betroffen an. Musterton fragte lächelnd: „Kennst du den Mönch Sifan vielleicht noch von Gartok her?“ Dann wandte er sich an Sifan: „Vielleicht erinnern Sie sich, daß vor ein paar Jahren ein Mädchen, das mit einer Karawane ritt, beim Durchschreiten der Furt bei Gartok mit ihrem Pferd in eine Tiefe geriet. Ein Mönch Ihres Klosters wollte sie retten, kam dabei selbst in Lebensgefahr ...“

Musterton hielt inne. Das Mädchen war auf Sifan zugegangen und reichte ihm die Hand. „Sie sind's, der mich damals rettete. Oh, wie freue ich mich, Sie wiederzusehen, um Ihnen von ganzem Herzen für Ihre mutige Tat zu danken.“

„Ah, Sie waren es!“ rief Dr. Musterton und schüttelte dem Mönch die Hand. Der dachte im stillen: Warum hat man mir niemals gesagt, daß die Gerettete eine Europäerin war? Wie um den Dank abzuwehren, sagte er: „Ich meinte doch, es wäre ein Burätenmädchen gewesen.“

„Sie wurden wohl durch die burätischen Kleider getäuscht, die ich trug. Unter dem Kopftuch mochten Sie wohl mein Gesicht gar nicht erkannt haben.“ Sie deutete auf ihr dunkelblondes Haar.

„Das nenne ich aber einen glücklichen Zufall, daß wir uns hier, zwei Tagereisen von Gartok, treffen müssen“, rief Musterton, „der Tee ist heiß, setzen wir uns! Aber nein.“ Über Mustertons langes, schmales Gesicht ging ein vergnügtes Lächeln. „Da wir uns in rein europäischer Gesellschaft befinden, muß ich, dortigen Gepflogenheiten entsprechend, die Herrschaften miteinander bekannt machen. Hier, liebe Lydia, siehst du den Mönch Sifan aus Deutschland, und diese junge Dame, Mister Sifan, ist Fräulein Allgermissen aus Riga.“

Der Mönch warf mit einem Ruck den Kopf zurück. „Allgermissen?! ... Fräulein Allgermissen ... Sie sind aus Riga?“ Er deutete mit der Hand auf Lydia. Der Ton, in dem er sprach, war so erstaunt ... so erregt, daß die beiden anderen ihn überrascht ansahen. Musterton fragte verwundert:

„Sie sprachen den Namen aus, als wäre er Ihnen bekannt, Sifan?“

„Ich kannte einst einen Professor Allgermissen in Riga ...“

„Mein Vater!“ schrie Lydia auf. „Sie kannten ihn?“

„Als Verwundeter lag ich während des großen Krieges lange in seinem Haus. Wir wurden gute Freunde. Später ... die Revolution in Rußland, in Deutschland ... habe ich nie wieder von ihm gehört.“

„Wie wunderbar!“ sagte Lydia und sah den Mönch mit strahlenden Augen an. „Treffe ich hier einen Freund meines guten Vaters ... wie ... wie hießen ... Sie denn früher? Ich war ja damals noch ein kleines Kind. Aber vielleicht wurde der Name später in unserer Familie genannt?“

Der Mönch senkte den Kopf. „Früher ... hieß ich ... Rochus Arngrim.“

Ein Schrei aus dem Munde des Mädchens. Lydia wich einen Schritt zurück, sah ihn mit Augen an halb ungläubig, halb entsetzt.

„Sie sind Rochus Arngrim?!“ Die widerstreitenden Gefühle, Überraschung ... Freude ... Schreck jagten sich in ihren Mienen.

„Lydia, was ist mit dir? Wie kann dich dieser Name so erschüttern?" rief Dr. Musterton. Die trat an den Mönch heran, schaute ihn an, als wenn sie ihn zum erstenmal sähe.

„Arngrim sind Sie? Der Arngrim, zu dem ich mich begeben sollte, wenn ich in Deutschland wäre? Mein Vater . . . gab mir wichtige Papiere mit, die ich Ihnen bringen sollte."

„Ah, Lydia, da hast du nie davon gesprochen", fiel Dr. Musterton ein. „Papiere solltest du nach Deutschland bringen, zu Arngrim? Und Sie", er deutete auf Sifan, „sind der Arngrim, für den die Papiere bestimmt waren?"

„Ja! Es waren wissenschaftliche Aufzeichnungen. Mein Vater nannte sie in seinem Abschiedsbrief sein Vermächtnis."

„Und wo sind diese Papiere?" drängte Sifan.

„Ich habe sie nicht mehr", antwortete Lydia mit leiser Stimme, „ich trug sie in einem Blechkästchen an einem Riemen um die Schulter. Sie müssen damals bei dem Unfall im Fluß verlorengegangen sein. In Gartok wurde mir gesagt, man wisse nichts davon."

„Setzen wir uns", sagte Dr. Musterton nach einer Pause, „da wird es noch viel zu erzählen geben."

Sifan stand noch eine Weile und blickte sinnend in das Feuer. Waren die Papiere, das Vermächtnis Allgermissens, wirklich im Fluß versunken? —

„Nun mußt du erst noch einmal erzählen, Lydia, wie du aus Irkutsk entkamst", sagte Dr. Musterton.

Lydia begann: „Eines Tages wurde ich zum Inspektor des Gefängnisses gerufen. Der sagte mir, ich wäre frei und könnte das Gefängnis sofort verlassen. Mit bangem Gefühl nahm ich den Entlassungsschein an mich und fragte nach dem Vater. Ein gleichmütiges Achselzucken des Beamten, ein Wink zur Tür war die Antwort.

Ich eilte so rasch ich konnte nach Hause, hoffte im stillen, den Vater dort zu finden. Er war nicht da. Wo war er? Halbtot vor Angst und Furcht dachte ich, ob sie ihn hingerichtet hätten oder ob er später entlassen würde. Da fiel mein Blick auf den Tisch, wo an einer Ecke der Staub stark verwischt war. Es mußte vor kurzem jemand hier gewesen sein. Vielleicht der Vater, sagte ich mir. Dann würde er doch irgendeine Botschaft hinterlassen haben. Ich eilte zu dem großen Ofen, wo mein Vater hinter einer losen Kachel Papiere, die er vor der ewig schnüffelnden Spionage sichern wollte, zu verstecken pflegte. Ich entfernte die Kachel und griff in die dunkle Öffnung. Da fand ich ein flaches Blechkästchen. Als ich den Deckel aufklappte, lag zu oberst ein offener Brief des Vaters an mich. Der gebot mir sofort zu dem Schrank in der Küche zu gehen, wo burätische Kleider verborgen seien. Die sollte ich anziehen, die Blechbüchse darunter um die Schulter hängen und sofort das Haus durch die Hintertür verlassen. Dann sollte ich den Pfad einschlagen, der um die Stadt herum zur großen Karawanenstraße führt. An der Brücke würde ich ein kleines Mongolenlager finden. Der burätische Führer sei unterrichtet. Er habe ein gutes Geldgeschenk bekommen, ich dürfe ihm trauen. Er würde mich in seiner Karawane nach Süden bringen, bis ich in Sicherheit wäre. Noch einmal befahl der Brief mir höchste Eile. Meine Freiheit wäre nur von kurzer Dauer, jede Minute sei kostbar.

Ich tat, wie mir der Vater geschrieben hatte, fand die Karawane an der Brücke, und dann wanderten wir nach Süden . . . viele Monate lang . . . der indischen Grenze zu, wohin mich der Buräte bringen sollte. Das andere ist ja bekannt."

Lange saßen sie noch am Lagerfeuer. Dr. Musterton erzählte, wie Lydia zu ihm gekommen sei und schon mehrere Jahre in seinem Hause weile. Sie habe ihn hin und wieder auf seinen Exkursionen begleitet. Vor einigen Tagen wären sie im Kloster Tschaidam gewesen, um das Fest der Wasserweihe mitanzusehen. Jetzt wollten sie nach Mustertons Standquartier zurück. Gesprächsweise erwähnte der Doktor auch, er werde bald Asien verlassen und nach Australien gehen, um dort im Auftrage der Australischen Regierung seine Forschungsergebnisse praktisch anzuwenden.

Am anderen Morgen trennten sie sich. Dr. Musterton mit seiner Expedition ritt nach Süden, seinem Standlager zu. Sifan wanderte nach Norden zum Kloster Tschaidam hin.

*

Helene stand auf dem Bahnhof in Neustadt. Der Zug, der Alfred aus Paris zurückbringen sollte, mußte bald einlaufen. Vor ein paar Tagen war ein Schreiben von Raconier gekommen, die Herren Forbin, Godard und Samain sollten sofort nach Paris fahren. Forbin hatte zunächst wenig Lust zu der Reise gehabt. Er ahnte, worum es ging. Nach dem Rat Helenes hätte er diese Affäre gern liquidiert. Während er noch unschlüssig überlegte, ob er fahren sollte oder nicht, kamen Zeitungsnachrichten, die ihn doch zur Reise bestimmten. Das englische Telegraphenbureau verbreitete die folgende Nachricht: Die Verhandlungen zwischen der Englischen und der Japanischen Regierung haben zu einem günstigen Ergebnis geführt. Die Differenzen, die in erster Linie durch die Maßnahmen der Australischen Regierung bezüglich der dort wohnenden Japaner entstanden wären, dürften als beigelegt gelten. Die freundschaftliche Form, in der diese Verhandlungen geführt wurden, läßt auch über die anderen Streitpunkte eine baldige Verständigung erhoffen.

In langen Leitartikeln besprachen die Zeitungen diese günstige Wendung. Man fand vielerlei Gründe dafür. Der wichtigste Grund wurde in vielen Blättern in einer Rede des amerikanischen Bundespräsidenten gesehen, in der er auf die erfreuliche Besserung der englisch-amerikanischen Beziehungen verwies. Von anderen Blättern wiederum wurden die sich immer mehr verschärfenden Differenzen zwischen Rußland und Japan als Grund für die nachgiebige Haltung Japans angegeben.

Zu denen, welche diese Besserung der politischen Lage aufs lebhafteste bedauerten, gehörte Alfred Forbin. Die Aussichten auf Waffengeschäfte waren im Augenblick nur schwach. Er gab Helene ihr Zitat vom Sperling und der Taube mit wenig liebenswürdiger Ironie zurück.

So waren die Herren Godard und Samain zusammen mit Alfred Forbin und Anne Escheloh nach Paris gefahren. Helene war es rechtzeitig eingefallen, daß es unmöglich wäre, ihre Schwester mit nach München zu nehmen. Denn selbstverständlich würde diese ja von dort aus Georg Nachricht zukommen lassen, und für den würde dann der Verdacht nahe liegen, man folge ihm in irgendwelchen Absichten nach. Unter allen Umständen sollte das aber vermieden werden. Um so mehr als Helene durchgesetzt hatte, daß Forbin bei allem, was dort oder am Wilden Rain geschehen würde, sich unbedingt im Hintergrunde halten solle. —

Der Zug lief ein.

„Wie war's in Paris, Alfred? Da tat sich wohl allerhand?"

„Allerdings, Helene. Es zeigte sich, daß die Herrschaften doch verflucht scharf hinter der Sache her sind. Na, ich will dir nur in großen Zügen erzählen, was da geredet wurde. Gehen wir zu Fuß nach Haus.

Zunächst wäre mal zu vermelden, daß die Herren Godard und Samain kaltgestellt worden sind. Ein anderer Herr namens Forestier soll mit mir die Sache weiterverfolgen. Wir werden uns mit ihm in München treffen."

„Ah! So hast du dich doch wieder fest engagiert? Du weißt doch, Alfred" . . .

„Beruhige dich, liebe Helene", fiel ihr Forbin ins Wort, „ich habe mich im Hinblick auf unsere Finanzen bemüht, einen möglichst großen Vorschuß herauszuholen. Den habe ich." Er klopfte dabei mit der Hand an seine Brieftasche, „wie weit ich mich bei dem, was Herr Forestier da alles vorhat, aktiv beteilige, steht noch sehr dahin. Das eine kann ich dir nur versichern, nicht ich, sondern Herr Forestier wird derjenige sein, der die Kastanien aus dem Feuer holt."

„Was ist das für ein Herr? Was hast du für einen Eindruck von ihm?"

Forbin zuckte die Achseln. „Keinen besonders guten. Ein etwas eingebildeter Herr. Früher mal Offizier gewesen . . . finstere Dinge passiert . . . na, du weißt ja. Er will die Sache jedenfalls etwas energischer anfassen als Godard. Wenn ich ihn recht verstanden habe, wird es ihm nicht darauf ankommen, gegebenenfalls mit . . . sagen wir mal . . . mit Brachialgewalt vorzugehen. Ich glaube, ich werde allen Grund haben, mich recht stark im Hintergrund zu halten. Solche gewaltsamen Affären sind nicht mein Genre."

„Was soll das heißen, Alfred? Was meinst du damit?"
„Ja, der gute Herr hat das ehr geheimnisvoll ausgedrückt. Was er eigentlich vorhat, weiß ich noch nicht. Jedenfalls, was ich dir sagte, ist so der Eindruck, den ich von dem Menschen bekommen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Alarm im Elchrevier.

Jagderinnerungen von P. Berner.

Der Elch kommt auf deutschem Boden nur noch in den Niederungsgegenden Ostpreußens vor. Das reckenhafte Tier hat weniger der Büchse des Jägers als vielmehr der fortschreitenden Kultur, der Urbarmachung und Entwässerung des Landes seine Ausrottung zu verdanken. In den Niederungsrevieren des Memel=Deltas wird der Elch heute als Naturdenkmal sorgsam gehegt, obwohl er sich als arger Feind jeglicher Forstkultur zeigt. Durch die jährlichen Überschwemmungen wurden auch die letzten Reste urigen Großwildes stark gefährdet. Infolgedessen sah sich die Staatsforstverwaltung genötigt, dem Elch in einigen Gegenden durch den Bau breiter Erdwälle einen Zufluchtsort zu schaffen.

Vor drei Jahrzehnten hatte ich, in Ostpreußen amtierend, manches interessante Erlebnis mit dem Elch. Einiges davon sei hier aufgezeichnet:

In einer bitterkalten Winternacht — es waren 18 Grad — wurde ich in dem Oberförstergehöft durch ein anhaltendes Geheul der Hunde geweckt. Auf den Hof hinaustretend, hörte ich vom nahegelegenen Strome her ein Brechen von Eis und ein lärmvolles Arbeiten im Wasser. Mit einer Laterne versehen, betrat ich den zugefrorenen Fluß und ging vorsichtig dem Schall nach. Da fand ich denn in der Mitte der Eisfläche zwei eingebrochene Elchtiere, die dem nassen Element zu entrinnen versuchten, aber bei jedem Versuch, das Eis zu erklimmen, wieder zurücksanken. Die Tiere waren anscheinend schon lange Zeit in dieser verzweifelten Lage, ihre Bewegungen wurden immer matter. Ich alarmierte sofort die benachbarte Ortschaft, und nach stundenlanger, harter Arbeit gelang es, die schwache Stelle mit langen Bohlen zu überbrücken, die beiden schweren Stücke anzuseilen und auf das feste Eis zu schaffen. Kaum aber waren sie oben, so strebten sie hartnäckig der gefährlichen Stelle wieder zu, so daß nichts übrig blieb, als sie mit äußerster Gewalt an das Ufer zu schleppen, von wo sie dann in Richtung des Moosbruches davontrollten . . .

Eines Tages Ende August traf in der Oberförsterei der sonst so pünktliche Postbote, dessen Weg einen der Elchdämme entlang führte, nicht ein. Böses ahnend, begab ich mich auf die Suche und hörte nach längerem Marsch Hilferufe, die zu einer starken Erle führten. Hier war der Vermißte aufgebaumt! Unten hielt ein starker Elchhirsch Wache, wütend den Stamm mit dem Geweih bearbeitend. Ich verjagte den äußerst kampflustigen Hirsch durch einige Schreckschüsse und befreite den halb lahmen, an allen Gliedern zitternden Postboten aus seiner mißlichen Lage. Und nun erzählte der Mann, daß der Elch, von seitwärts den Damm erklimmend, ihn sofort angenommen habe. Zum Glück war der nächste Baum nicht allzu fern . . . Die Tasche, die dem Boten entfallen, hatte der Hirsch energisch geforkelt; die Briefschaften lagen weit herum verstreut.

Einige Tage später sollte in dem Kirchdorfe eine Trauung stattfinden, und die Hochzeitsgäste aus dem Nachbardorf nahten in mehreren Kähnen dem Anlegeplatz. Nicht wenig erstaunt waren die biederen Litauer, als sie an dieser Stelle einen mächtigen Elchschaufler gewahrten, der wütend, mit wildfunkelnden Lichtern am Strom entlang wechselte, die Erde aufwühlte und jegliches Aussteigen mit drohend gesenktem Geweih vereitelte. Die Boote mußten wohl oder übel zurückkehren, um auf einem Umwege Dorf und Kirche zu erreichen.

Da auch die Forstbeamten im Revier von einem bestimmten Elch mit überaus starker Geweihbildung angegriffen wurden, wobei sie sich seiner nur durch blinde Schüsse erwehren konnten, nahm man an, es in all diesen Fällen mit demselben Stück zu tun zu haben . . .

Der Elchschaufler ließ sich häufig in der Nähe der Dörfer sehen, wobei er es besonders auf bummelnde Hunde abgesehen hatte, die er bis zu dem Hause ihres Besitzers verfolgte. Ein solcher Seitensprung sollte sein Schicksal entscheiden. Das Tier brachte eines Mittags wieder einmal einen Hund trotz dessen energischer Gegenwehr auf den Weg. Es hatte diesmal aber Pech, denn sein Opfer war ein Jagdhund und gehörte dem Forstmeister, der am Ausgang des Dorfes wohnte. In rasender Eile langten Elch und Hund an der Oberförsterei an, der Hund verschwand mit einem schnellen Sprung in der zufällig offenen Haustür, — der Elch setzte hinterher . . . Das Schicksal fügte es, daß just in diesem Augenblick die Köchin mit vollbeladenem Tablett den Hausflur betrat. Das Ungetüm erblicken, einen gellenden Schreckensschrei ausstoßen, das Tablett fallen lassen und flüchten, war für die tödlich erschrockene Küchenfee das Werk eines Augenblicks . . .

Das ging dem ohnehin aufgebrachten Forstmeister doch über die Hutschnur. Der Übeltäter wurde zum Abschuß verurteilt . . . Der infolge des sonderbaren Verhaltens des Elches argwöhnische Förster fand im Gehirn des Tieres eine große Menge Engerlinge, (Larven der Bremsfliege oder Rachenbremse), die den Hirsch offenbar bis zur Tollheit gequält und seine Angriffslust gezeitigt hatten. Dazu waren die Erregungen der Brunftzeit gekommen.

Am Karawanenweg.

Bilder aus Libyen von Rosine Rabl=Graz.

Soldatenbräute . . .

Hinter der Porta Benita, am Rande der Stadt Tripolis, liegt ein Stück unfruchtbaren, unbebauten Landes. Mühsam zieht der Droschkengaul die Carrozza durch den heißen, rötlichen Sand. Bald taucht Gestrüpp auf, und niedere weiße Pfähle bezeichnen den Eingang zum „Campo di Famiglia".

Hier wohnen die verheirateten Kolonialsoldaten mit ihren Familien in runden strohgedeckten Hütten, die kunstlos aus Wellblech und Brettern hergestellt sind. Auf ausgespannten Stricken trocknen Fische in der afrikanischen Sonne, und im umfriedeten Raum, der jede Hütte umgibt, hocken die Frauen beim offenen Feuer und bereiten das einfache Mahl.

Nur durch die Eingangsöffnung kommt Licht in den Wohnraum: Boden, Wände und das breite Ehebett sind mit vielen Matten und Teppichen bedeckt, und alles wirkt erdrückend überfüllt und heiß.

Die Männer zeigen mir voll Stolz ihre Frauen und Kinder, die ich gebührend bewundern muß. Manche der jungen Gattinen sind wirklich sehr hübsch mit ihrer dunklen Hautfarbe, den großen Augen und den schlanken Gliedern. Sie haben sich auffallend mit Schmuck behängt. Schwere Ringe stecken in den Ohren, Ketten schlingen sich um den Hals, über der Brust sind tellergroße „Halbmonde" aus Silber befestigt. An den Armen und Füßen glänzen breite Reifen. Das Kinn ist blau tätoviert. Fingernägel und Zehen sind mit Henna bemalt, die schwarzen Haare zu dünnen Zöpfchen geflochten.

Außer dem Gatten dürfen diese Frauen ihr Gesicht keinem Mann zeigen und blinzeln daher nur heimlich aus ihrem bunten „baraccano", wenn an ihrer Hütte die schlanke Gestalt eines Soldaten in brauner Khatiuniform vorübergeht.

Die Oase.

Lichte Palmenwälder, der charakteristische arabische Ziehbrunnen, weiße fensterlose Häuser, zart und schlank ein Minarett neben dem niederen, plumpen Kuppelbau einer Moschee — so erscheint inselhaft auf dürrer Steppe, immer deutlicher in dem feinen Goldstaub, den der Wüstenwind aufwirbelt, die Oase Sukeigiuma.

Hier findet jeden Freitag der große arabische Markt statt, und es ist ein farbenprächtiges Bild, wenn die Muselmänner auf Kamelen und Eseln kommen und ihre Waren zum Verkauf anbieten. In einer Ecke stehen Musikanten mit Dudelsack und Trommel, umlagert von schwarzer Jugend. Daneben hocken Araber auf ihren Matten und trinken Palmenwein. Bei einer Straßenbäckerei sind Männer eben damit beschäftigt, frisch gebackenes Brot aus dem Ofen zu nehmen und zum Verkauf auf Strohmatten auszulegen.

Kamele weiden am Rande der Oase, die Schreie gequälter Maultiere unterbrechen die sonnenheiße Stille des Nach-

mittags. Von der Wüste her bläst der Südwind, der gefürchtete „ghibli“. Das Atmen ist schwer, seine Sandkörnchen dringen in die Augen, die Luft ist gesättigt von Hitze und Staub.

Der Berg der Höhlenmenschen.

Seit Stunden fährt das Auto in scharfem Tempo auf einem ehemaligen Karawanenweg nach Süden, immer weiter nach Süden . . .

Wir kommen nach Azizia, der italienischen Kolonie. Dahinter, zu beiden Seiten der Straße, dehnt sich die Steppe aus, unterbrochen durch weite Gebiete kultivierten Landes. Neben bebauten Äckern liegen Felder, auf denen Weinstöcke in langen Reihen stehen. Aus der Ferne schimmert zuweilen das weiße Haus eines Kolonisten, überragt von dem Windrad des Brunnens. Es ist harte Pionierarbeit, die der Landwirt hier leisten muß.

Allmählich kommen wir dem Gebel-Garian, dem einzigen Gebirge inmitten dieser Wüste, näher. An seinem Fuß und in den Tälern liegen kleine Oasen; sie sind von der Straße, die in steilen Kurven bergan führt, gut sichtbar. In diesem unwirtlichen Gebiet, auf dem Berge, der sich wie eine Festung aus der Ebene erhebt, hausen noch Höhlenbewohner, — unter der Erde, wie ihre Vorfahren, unberührt von aller Kultur!

Auf der Höhe des Gebel dehnt sich ein weites Hochplateau mit uralten Ölbaumbeständen aus. Die Rinde der Bäume ist merkwürdig zerrissen — ein Filigranwerk der Natur! Auf dürftigem Boden weidet eine Herde wolliger Schafe, behütet vom graubärtigen Muselmann.

Langsam senkt sich die Straße, und bald erreichen wir Garian, die italienische Siedlung mit den vielen Kasernen . . .

Wüstenritt.

Unermeßlich dehnt sich die Wüste vor den staunenden Augen. Unaufhörlich ist der Sand in Bewegung, der Wind baut Dünen auf und läßt sie verschwinden. Der Fuß findet keinen Halt in dem ewig bewegten Sand, er hinterläßt keine Spur in den parallelen Linien der Dünen.

Das Auto fährt langsam durch die Steppe über das harte Alphagras bis an den Rand der Wüste. Da kommen die erwarteten Araber mit ihren Kamelen, und nun kann es tiefer in das Landinnere gehen.

Voran der Führer, dahinter der lange Karawanenzug. Stundenlang traben die Kamele im gleichmäßig wiegenden Gang dahin. Die Augen des Reisenden schließen sich, ermüdet von der Eintönigkeit des gelblichen Sandmeeres . . .

Rotglühend sinkt die Sonne unter den Horizont. Ihre letzten Strahlen hüllen die Wüste in ein warmes leuchtendes Purpurkleid. Die farbigen Begleiter bauen Zelte auf und zünden das Feuer an, dann hocken sie im Kreise um das flackernde Licht, eingehüllt in die weiten, weißen Beduinenmäntel, und starren lautlos in das Lagerfeuer oder zum flimmernden Sternenhimmel.



Lustige Ecke



„Wie oft muß ich's dir sagen, daß du mich nicht immer küssen sollst, wenn ich den Mund voll Nadeln habe!“



Rätsel-Ecke



Säulen-Rätsel.

				E	S				
	R			H	G			N	
	T		M	E	O	L		S	
D	T	L	N	N	N	T	S	T	I
F	S	O	E	C	N	F	E	T	R
L	A	A	A	S	I	O	E	E	R
A	T	H	L	A	E	A	N	I	E
U	A	U	H	I	L	W	S	T	I

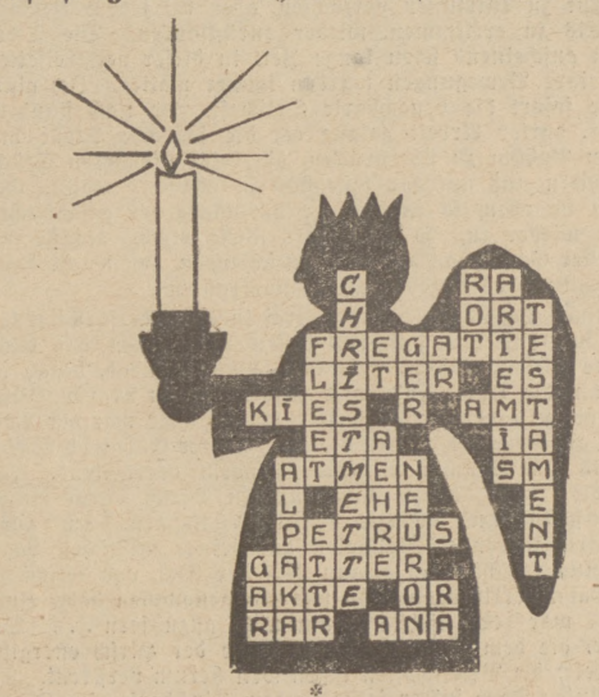
Die Buchstaben jeder einzelnen Säule sind zu ordnen, so, daß von unten nach oben Namen größerer Städte Deutschlands zu lesen sind. Sind die richtigen Städte gefunden, so nennen die Buchstaben der Säulenfüße zusammengestellt einen Zuruf, den wir an unsere Bezieher richten.

*

Rätsel.

Tiefdunkel bin ich, wenn's draußen hell;
Warm bleib' ich, wenn's draußen friert.
Labende Kühle, ob's draußen sehr warm,
Die biet' ich gerne für reich sowie arm.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 289.



*

Reimergänzungs-Rätsel:

Der Christbaum brennt! Mit seinem Schimmer
Erleuchtet heut' er jedes Haus,
Strahlt Weihnachtsfreude, Glück und Flimmer
Auch in die Winternacht hinaus.
So mög' er Himmelslicht verschwenden
In jedes dunk'le Herz hinein!
O heil'ger Christ, mit deinen Spenden
Kehr' auch in unserm Hause ein!

*

Rätsel: Romantisch.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.